192

Egypten

in handelspolitiſcher Hinſicht.

Von

Ewald Paul.

Berlin SW. 1883.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'ſche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Fr. v. Holtzendorff in München.

„Woher kommt — sagt Georg Ebers im Vorwort zu seinem klassischen Werke „Egypten“ — die wunderbare Anziehungskraft, welche dem alten Lande der Pharaonen eigen ist? Wie geschieht es, daß sein Name, seine Geschichte, seine natürliche Beschaffenheit und seine Denkmäler in ganz anderen Beziehungen zu uns stehen wie die der anderen Länder des Alterthums? Jedermann, nicht nur die sogenannten Gebildeten, kennt Egypten und seine uralten Heiligthümer. Ehe das Schulkind den Namen seiner Landesfürsten erfährt, hat es von dem freundlichen und bösen Pharao erzählen hören; ehe es lernte, welche Flüsse seine Heimath durchwogen, hörte es von dem Nilstrom, in dessen schilfreichem Ufer das Binsenkörblein mit dem kleinen Moses von der freundlichen Prinzessin gefunden ward, und dem die fetten und mageren Kühe entstiegen. Wem wäre nicht früh die schöne Geschichte vom tugendhaften und klugen Joseph bekannt geworden und ihr Schauplatz, jenes ehrwürdige Egypten? Aber die heilige Schrift, die uns zuerst mit dem Nilthale bekannt macht, weiß nichts von den Pyramiden und den anderen Werken von Menschenhand, die, als wären sie dem allgemeinen Gesetze der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge nicht unterworfen, für die Ewigkeit gefügt zu sein scheinen. Und doch, wer hörte nicht schon als Kind von jenen Denkmälern erzählen, welche die Griechen mit dem stolzen Namen der „Wunder der Welt“ belegten? Täglich und stündlich haben wir es, freilich oft unbewußt,

mit im Pharaonenlande heimiſchen Vorſtellungen und Gegenſtänden zu thun". Reizvoll und eigenartig war Egypten zur damaligen Zeit, reizvoll und eigenartig iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Das Leben, obwohl ſcheinbar in andere Formen gebannt, bewegt ſich heute in faſt noch unveränderten Zügen, beobachte man daſſelbe nun im Straßengewühl, in den Werkſtätten der Handwerker, in den Moſcheenhöfen, in den Bazars, oder am „Paradieſes-Strome," deſſen Segelkähne ſeit den ururälteſten Zeiten den gleichen Typus tragen. So kommt es denn, daß jährlich unzählige Touriſten hinüberziehen, um all' die Wunder mit eigenen Augen zu ſchauen. Aber nicht nur dieſe, ſondern auch Männer des Kapitals, unternehmende Jünger Merkurs werden vom egyptiſchen Lande angezogen, ſie ſuchen und finden dort ein Arbeitsfeld für ihre Unternehmungen. Wunderbar genug iſt das freilich, wenn man bedenkt, was das Land in der letzten Zeit alles durchzumachen hatte und ſicher ſind der Länder wenige, die unter derart zerrütteten Zuſtänden noch ſo leiſtungsfähig ſind wie Egypten. Das iſt aber eben die Eigenheit deſſelben. Nicht, als ob die letzten Ereigniſſe, wie der vorjährige Krieg mit den Engländern, der jetzige mit den aus dem inneren Sudân ſchon bis Suakin vorgedrungenen Schaaren des Mahdi, des falſchen Propheten und die nun ſchon einige Monate im Nildelta wüthende Cholera ohne Einfluß auf Handel und Verkehr geblieben wären; behüte! wohl aber hat die grenzenloſe Ausbeutung des Landes durch Blutſauger und betrügeriſche Beamte, und vor Allem die ungeheure Steuerlaſt auf die Produktion und Konſumtion des Landes nicht weſentlich eingewirkt. Daß durch die Empörung im Sudân der Handel des letzteren gelähmt wurde, daß außerdem viele Arbeitskräfte durch Krieg und Seuche verſchlungen wurden, iſt nicht zu leugnen, doch bringt andrerſeits das Auftreten der Engländer am Nil ein gewiſſes Vertrauen auf eine beſſere Zukunft mit ſich. Die im vorjährigen Kriege zu Grunde gerichteten Leute fangen jetzt zum Theil wieder an, das Verlorene zu erſetzen. Die internationale, unter

englischem Vorsitz tagende Entschädigungs-Kommission sorgt dafür, daß ein Jeder zu seinem Rechte komme, und so ist denn der Staat gezwungen, viele Millionen an die durch den Krieg ihrer Habe beraubten Leute zu zahlen. Das bringt eine Masse Geld unter das Volk und wirkt befruchtend auf den ganzen Handel. Alles muß ersetzt werden. Bei dem Bombardement sind viele Häuser zerschossen, andere sind von den Arabern in Brand gesteckt — es werden neue gebaut. Möbel, Spiegel und andere Einrichtungs-Gegenstände sind, soweit sie nicht vom Feuer zerstört, bei der Plünderung zu Grunde gegangen, ganze Waaren-Magazine demolirt worden, und alles das will ersetzt werden und wird ersetzt, natürlich mit egyptischem Gelde. Die an sich schon zerrütteten Finanzen des Staates sind freilich dadurch gänzlich erschöpft und bedürfen englischer Anleihen, die das Land immer mehr in die Hände der Engländer bringen. Trotz alledem steht Egypten heute — besonders durch seine Lage am Suezkanal begünstigt — noch immer unter den afrikanischen Wirthschaftsgebieten obenan und wird sich in Zukunft noch weit mehr hervorthun. Betrachten wir dieses Wirthschaftsgebiet etwas näher und untersuchen wir vor Allem seine Produktions- und Konsumtionskraft. Die Haupterzeugnisse des Landes sind Baumwolle, Getreide, Zucker, Datteln und Früchte. Durch namhafte Ausdehnung der unter Baumwollkultur stehenden Ländereien hat man jetzt den jährlichen Ertrag an Baumwolle auf ungefähr 600,000 Ballen (zu je 500 Pfund) gebracht. Im Jahre 1871 schätzte man die Ernte auf 445,000 und 1873 auf 500,000 Ballen. Im Jahre 1875 sollen 550,000 Ballen erzeugt worden sein, die Ernte des Jahres 1879 wird mit 289 Millionen Pfund = 578,000 Ballen angegeben. Aus dem Lande geführt wurden davon im Jahre 1874 für ca. 968 Millionen Piaster Tarif (1 Piaster Tarif = ca. 21 Pfennige), 1877 für 716 und 1879 für 812 Millionen Piaster. In den beiden folgenden Jahren stieg die Ausfuhr dieses Artikels aber bedeutend, es wurden nämlich im ersten Viertel von 1880 und 1881 je etwa für 320 Millionen Piaster exportirt. Der

größte Theil der Baumwolle — man kann ruhig sagen 9/10 — geht aber nach England. An Brotfrüchten erzeugt das Land eine ansehnliche Menge für die Ausfuhr. Zwar kann von einer regelrechten Versorgung Europas mit Getreide jetzt noch keine Rede sein, doch ist das wohl in Zukunft sehr gut möglich. Der gesammte Werth der Ernte an Brotfrüchten wird auf rund 120 Mill. Mark veranschlagt. Die Weizenernte d. J. 1879 wurde auf 3 Mill. Ardebs (1 Ardeb Weizen = 1,80 Hektoliter) angegeben, eine sehr gute Ernte schätzt man aber auf 4 — 4½ Mill. Ardebs Weizen, 2½ Mill. Ardebs Mais und Durha und ½ Mill. Ardebs Gerste. Das Jahr 1880 brachte soviel hervor. Ausgeführt wurde an Getreide im Jahre 1875 für 36 Mill. Mark, 1877 für 44 und 1879 für über 52 Mill. Mark, auch wieder ein großer Theil nach England. Soviel über die Produktionsverhältnisse. Sehen wir die Liste der Verbrauchsartikel Egyptens durch, so finden wir in ihr obenan Baumwolle und Seidengewebe, Maschinen, Kurzwaaren, Holz und Wein. Die letzteren beiden Artikel kommen von der gegenüberliegenden Mittelmeerküste, die anderen aber sind allesammt Erzeugnisse des großen britischen Inselreiches, dessen Industrie sich auch hier wie überall so wuchtig fühlbar macht und Konkurrenten nur wenig Spielraum läßt. Am Besten erkennen wir den Einfluß des britischen Löwen am Nil, wenn wir die eigentliche Handelsstatistik betrachten, die unter europäischer Leitung ziemlich zuverlässig ist und die Leistungsfähigkeit Egyptens im günstigsten Lichte zeigt. Der Gesammtaußenhandel beträgt danach ca. 400 Mill. Mark, also fast ein Drittel des gesammten afrikanischen Außenhandels. Es dürfte nun interessant sein, die Ergebnisse eines Jahres in Aus- und Einfuhr auf die einzelnen Nationen zu vertheilen und wähle ich dazu das Jahr 1880.

Die Aus- und Einfuhr Egyptens vertheilt sich also in diesem Jahre wie folgt:

	Ausfuhr	pCt.	Einfuhr	pCt.
Amerika . . M.	2,056,195	0,76	1,540,761	1,13
England . . .	188,758,780	69,90	72,539,899	53,25
Frankreich . . .	23,173,351	8,58	23,500,365	17,25
Griechenland . .	2,884,775	1,07	225,098	0,17
Indien, China, Japan	72,733	0,03	8,119,477	5,96
Italien	11,407,334	4,22	5,563,448	4,08
Oesterreich-Ungarn	7,412,560	2,75	18,698,281	13,72
Rußland . . .	15,031,456	5,56	1,834,508	1,34
Türkei	15,337,824	5,68	2,738,207	2,01
Verschiedene Länder	3,915,625	1,45	1,478,559	1,09
Total M.	270,050,633		136,238,603	

Diese Uebersicht zeigt, daß England den ersten Rang in Egyptens kommerziellen Beziehungen einnimmt und beweist zur Genüge, wie begründet das Interesse ist, welches die Briten an der Erwerbung Egyptens haben. Der materielle Gewinn ist der verlockende Zauber, dem zu widerstehen nicht in Englands Macht oder Absicht liegt und so zieht es denn immer engere Kreise um seine Beute, bis ihm solche eines schönen Tages ganz zufällt. Schließlich hat ja auch England mit seinen Ansprüchen auf Egypten die meiste Berechtigung, wenn man bei derartigen Sachen überhaupt von Berechtigung reden kann. Immer ist Egypten, weil Station zwischen Ost-Indien und England, dem letzteren hochwichtig, es ist ihm sogar unentbehrlich. Schon der Schiffsverkehr durch den Suezkanal zeigt das sehr deutlich. Die Schiffe, welche den Kanal 1879 passirten, repräsentiren einen Tonnengehalt von $3^1/_4$ Mill. — 77% davon kommen auf die englische, 8% auf die französische, 3% auf die italienische und $2^1/_3$% auf die österreich-ungarische Flagge. Nun, ich meine, diese Zahlen beweisen genug — dabei will man aber noch einen zweiten Kanal anlegen, der doch sicher noch mehr als der erste fast ausschließlich dem englischen Handel und Verkehr dienen würde. Wie sollte er sich auch anders lohnend machen? Die wenigen Schiffe der übrigen Nationen brächten

kaum ſoviel Einnahmen, daß die jährlichen Koſten der Inſtandhaltung gedeckt würden, einer Verzinſung des Anlagekapitals, ſowie der übrigen Unkoſten oder gar eines Reingewinns nicht zu gedenken. Genug, England erhebt Anſprüche auf Egypten und wer möchte wohl als Mitbewerber in die ſandige Arena am Nil treten? Frankreich etwa? Zwar trägt deſſen äußere Politik den Stempel der Vielgeſchäftigkeit, zwar ſuchen die Franzoſen nach Erwerbungen auf außereuropäiſchen Gebieten, aber doch haben ſie, die in Tunis, am Senegal, am Kongo, in Madagaskar und Hinterindien eifrigſt vorgehen, wenig Luſt, ſich mit den Briten um das Nilland zu balgen, obſchon ſie es auch gern in ihrem Beſitz hätten und ſichtlich über der Engländer Abſichten verſtimmt ſind. Italien vielleicht? Zwar haben die Italiener löbliche Koloniſationspläne ſtets zur Hand, immer fehlt aber die Ausführung und ſchließlich iſt es auch noch ſehr zweifelhaft, ob — falls wirklich Italien in Egypten Herr würde, was doch ſchon ein hohes Ding der Unmöglichkeit iſt, — dann überhaupt etwas für die Egypter Vortheilhaftes geſchaffen wäre. Bliebe alſo ſchließlich Deutſchland und Oeſterreich-Ungarn, deren Antheil am egyptiſchen Handel aber doch zu gering wäre, um ein energiſches Zugreifen zu lohnen. Uebrigens liegt das auch gar nicht in der Abſicht dieſer beiden Mächte, dazu iſt deren kolonialpolitiſches Wirken ein zu geringes. Was ſollte ſie auch ſonſt dazu führen, nach Egypten zu trachten? Von einer Kulturmiſſion dazu fühlen ſich die beiden Stammesländer durchaus nicht durchdrungen und ihr unbedeutender Handelsantheil iſt vielleicht unter engliſcher Herrſchaft beſſer geſchützt und eher des Gedeihens fähig, denn unter dem Regime des Khedive.

Oeſterreich hat ſo wie ſo viele Vorzüge zu Nutzen ſeines Handels. Ihm liegt die egyptiſche Küſte ſehr nahe — vom herrlichen Trieſt nach der uralten Handelsſtadt Alexandria ſind nur wenige Tage — und mithin bleibt ihm der Verkehr mit drüben ein ſehr leichter. Eine gute und regelmäßige Schiffsverbindung bietet der Oeſterreichiſche Lloyd zu Trieſt, ſo daß es den Oeſterreichern recht wohl möglich iſt, mit den Engländern, deren Weg viel weiter führt, zu

konkurriren. Ebenſo ſind die Italiener durch die Nähe ihres Landes bevorzugt. Beide Länder haben alſo Vorzüge, die ihnen engliſche Politik nicht wegnehmen kann. Was hat aber Deutſchland, das große mächtige Reich, deſſen Handel und Induſtrie ſich immer gedeihlicher auf dem Erdrund entwickelt, dagegen aufzuweiſen? Nicht einmal eine Schiffsverbindung mit Egypten beſitzen wir. Wie kläglich iſt unſer Handel mit Egypten und den öſtlichen Mittelmeerländern überhaupt, wie bedeutend könnte er aber ſein, wenn richtig vorgegangen würde?

In der vorhin mitgetheilten Statiſtik iſt Deutſchlands Handel mit Egypten gar nicht erwähnt, man hat ihn einfach unter die Rubrik „Verſchiedene Länder“ gebracht und da verſchwinden noch die paar Tauſend Mark, mit denen wir am egyptiſchen Handel betheiligt ſind. Nach der Statiſtik des Deutſchen Reiches belief ſich 1880 die Ausfuhr Egyptens nach Deutſchland auf netto 3,960,300 kg im Werthe von 4,615,000 Mark, die Einfuhr auf 716,100 kg im Werthe von 2,236,000 Mark. Zwar laſſen dieſe Zahlen auf einen größeren Antheil Deutſchlands am egyptiſchen Handel ſchließen, als die ſchon erwähnte egyptiſche Statiſtik, die wahrſcheinlich auch einen großen Theil deſſelben in die Rubrik „Oeſterreich-Ungarn“ gebracht hat, immerhin iſt aber das Ganze für uns doch ſehr wenig bedeutend. Dagegen geht eine Menge deutſcher Fabrikate über England und durch engliſche Vermittelung hinüber, wie denn überhaupt der größte Theil des egyptiſchen Handels auf die engliſchen Häfen gerichtet iſt. Englands Vormundſchaft braucht Deutſchlands Handel und Induſtrie eigentlich nicht mehr, wohl oder übel müſſen wir aber ſolche anerkennen, weil uns die direkte Verbindung fehlt. Ein Haupthebel für unſeren Handel mit Egypten im Beſonderen, den öſtlichen Mittelmeerländern im Allgemeinen wird zweifellos die Anlegung einer direkten Dampferlinie von Hamburg oder Bremen nach dort ſein. Bis jetzt haben wir meiſt über England oder Oeſterreich exportirt; beides iſt unpraktiſch und koſtſpielig. Nicht nur die öſterreichiſche Südbahn, ſondern auch der öſterreichiſche Lloyd und manche engliſche Linien haben zu hohe Frachtſätze, um

eine häufige Benutzung dieſer Transportmittel zu erlauben. Ich habe ſchon an anderer Stelle — in der Deutſchen Konſulats-Zeitung — gelegentlich hierauf hingewieſen und kann nicht dringend genug die Anlage einer derartigen Schiffsverbindung befürworten. Die deutſchen Exporteure würden ſich gewiß gern bereit finden, ihre nach Egypten beſtimmten Waaren der vaterländiſchen Linie anzuvertrauen, umſomehr als ſolche billiger wäre, als die bislang benutzte. Gleicherzeit möchten auch die Importeure dieſe Gelegenheit eines billigeren Transportes mit Freuden benutzen. Ueberhaupt würde ja auch durch dieſe neue Schiffslinie an ſich der Handelsverkehr zwiſchen hüben und drüben belebt und gehoben, eine Folge, die günſtig auf ihre Urſache zurückwirken würde. Daß durch Schaffung geſicherter Zuſtände in Egypten und durch den geſteigerten Einfluß Englands die natürlichen Reichthümer des Landes leichter nutzbar gemacht werden können, iſt klar. Der engliſche Unternehmer arbeitet rüſtig weiter, es wäre nun an der Zeit, daß ſich der Deutſche einfände. Namentlich möge unſer Exporthandel ſich immer mehr um die Stärkung ſeiner Beziehungen zu Egypten ſorgen. Der Gegenbezug von drüben würde als nothwendige Folge nicht ausbleiben. Vielleicht iſt auch die Zeit nicht fern, wo man kaufmänniſche Informationsbureaux in fremden Ländern errichtet, wo man kaufmänniſche Attachés den Geſandſchaften und auch etlichen Generalkonſulaten beigiebt. Dann möchte das beſonders für Kairo, die Hauptſtadt Egyptens und gleicherzeit die volkreichſte Stadt Afrikas (350,000 Einwohner), zu empfehlen ſein. Vereinigungspunkt aller Karawanenſtraßen, die ſich von Weſt- und Innerafrika aus nach Aſien richten, mit dem ſüdlichen Egypten durch den Nil verbunden und Knotenpunkt der unteregyptiſchen Eiſenbahnen, die von hier aus nach den einzelnen Häfen und Handelsſtädten führen, iſt die Stadt als Handelsſtadt hochbedeutend. Auf ſeinen Märkten findet man die verſchiedenartigſten Induſtrieartikel Europas mit den Produkten des Pharaonenlandes, mit den koſtbaren Erzeugniſſen Nubiens und des inneren Afrika und den nicht minder werthvollen Artikeln Aſiens vereint. Hier muß die Sonde

angeſetzt werden, hier hat der aufmerkſame Beobachter ein großes Feld zu Studien, die unſerem Handel und unſerer Induſtrie von nicht geringer Wichtigkeit ſein könnten. Darum wäre es gut, wenn man die vielen laut gewordenen Wünſche unſeres Handels befriedigte und in derart wichtigen Orten Auskunft und Rath ertheilende Centralſtellen für denſelben errichtete, ſei es, daß dies von Seiten des Staates in Form der erwähnten kaufmänniſchen Attachés, ſei es, daß es aus eigner Initiative unſerer Kaufleute und Induſtriellen in Form kommerzieller Informationsbureaux geſchehe.

Neulich wurde aber noch ein andrer Vorſchlag laut, der von einem durchaus kompetenten Manne, dem Dr. von Holtzendorff ſtammt und gewiß beherzigenswerth iſt. Dieſer Herr ſchrieb mir nämlich vor Kurzem anläßlich der Beantwortung einer von mir an ihn gerichteten Anfrage: „Ob es ſich nicht empfehlen würde, von Reichswegen ein Inſtitut reiſender Konſuln zum Zwecke der Berichterſtattung zu organiſiren, oder doch dafür zu ſorgen, daß Männer, welche ihre Kompetenz darzuthun vermögen, durch einen ſtändigen Reichsfonds ſubventionirt werden. Mir ſcheint zwiſchen dem juriſtiſch gebildeten Berufskonſul und dem anſäſſigen nur in beſtimmten Branchen kaufmänniſch ſachverſtändigen Wahlkonſul noch eine Lücke auszufüllen".

Das ſind Worte, wie ſie paſſender kaum geſagt werden konnten, Worte, die eine Anſicht entwickeln, der jeder einſichtige Menſch zuſtimmen muß. Mindeſtens bekenne ich mich zu derſelben Anſchauung. Gerade jetzt, wo allerſeits viel für Handel und Induſtrie gethan wird, wo man in Frankreich das Konſulatsweſen zu reformiren beginnt und wo auch in Deutſchland von vielen Seiten (ich verweiſe nur auf Steinmann-Buchers leſenswerthe Schrift „Zur Reform des Konſulatsweſens" und gedenke gar nicht der unzähligen diesbezüglichen Zeitungsartikel) eine Reformbewegung einzuleiten verſucht wird, ſind dieſe Worte am rechten Platze. Das iſt es, was uns fehlte und ehe wir nicht in dieſer Hinſicht Etwas zu thun beginnen, wird unſer Handel kaum einen andauernden und rechten Fortſchritt machen. Wollen wir im Kampf um's

Daſein nicht unterliegen, ſo müſſen wir in Anbetracht der Stärke unſerer Rivalen, z. B. der Engländer, ganz beſondere Anſtrengungen machen und unſerem Handel energiſch unter die Arme greifen, indem wir ihm die rechte Hilfe in Geſtalt geeigneter Berichterſtatter zukommen laſſen. Solche Reiſekonſuln reſp. ſtaatliche Berichterſtatter, die wirklichen Pioniere des Handels, hätten in Egypten ein großes Feld. Der Eine, deſſen Ausgangspunkt etwa Kairo wäre, möchte dann das eigentliche Egypten wirthſchaftlich durchforſchen, während der Andere, vielleicht in Chartum anſäſſig, ſich dagegen mit Nubien, dem egyptiſchen Sudân und ſchließlich auch Abyſſinien beſchäftigte. Ueberhaupt muß man nicht etwa denken, daß ſich die Abſichten der Engländer nur auf das eigentliche Egypten beſchränkten, auch deſſen direktes und indirektes Zubehör: Nubien und Abyſſinien kommen mit in Betracht. Warum auch nicht? Nubien iſt im gewiſſen Maße noch mehr Wunderland als Egypten. Während Egypten nur verhältnißmäßig wenige Thierarten aufzuweiſen hat, beſitzt Nubien deren die Menge. Viele, ja die meiſten Thierhändler beziehen ihren Bedarf aus dem thierreichen Nubien, z. B. der durch ſeine nubiſchen Expeditionen weltberühmte Hamburger Kaufmann Hagenbeck. Auch der Pflanzenreichthum des Landes iſt bedeutend, namentlich gegen Süden, wo er in die tropiſche Waldgegend und mit ihr nach Abyſſinien überleitet. Von den Thieren gewinnt man Felle, Wolle und Elfenbein, von den Pflanzen erhält man Nahrungsmittel wie Mehl, Früchte u. ſ. w., von einigen Akazienarten ſehr gutes Gummi arabicum und ſchließlich iſt die Menge der vorhandenen Droguen und Medizinalpflanzen noch unbenutzt. Die wichtigſte Handelsſtadt Nubiens iſt Chartum an der Vereinigung des Blauen und Weißen Nil — hier konzentrirt ſich der geſammte Handel der oberen Nilländer. Elfenbein, Straußenfedern und Häute kommen in Menge nach hier. Am Rothen Meere liegen die Exporthäfen Nubiens und Abyſſiniens: Suakim und Maſſaua. Beide werden im Welthandel dereinſt eine große Rolle ſpielen. Großartig iſt erſt der Reichthum Abyſſiniens. Es iſt, als ob von Egypten aus ſtufenweiſe eine

Besserung einträte: Egypten ist reich, Nubien ist reicher, aber Abyssinien ist am reichsten. Ein gewaltiges Hochgebirgsland, in dessen untersten Regionen die tropischen Erzeugnisse Afrikas, wie der Kaffeebaum, der riesige Baobab und verschiedene Palmen, in dessen mittleren Regionen alle südeuropäischen Frucht- und Getreidearten, wie Orangen, Feigen, Wein, Weizen u. a. gedeihen und dessen oberstes Gebiet die Erzeugnisse des Nordens trägt, ist der Thierreichthum des Landes groß, ebenso sein Besitz an Mineralien. Die Abyssinier sind dem Handel sehr zugeneigt, dennoch beschränkt sich der Export nur auf wenige Sachen, bei der geringfügigen Industrie zumeist auf Rohstoffe, wie Wachs, Elfenbein, Gewürze und Häute. Die Einfuhr in Abyssinien betrifft hauptsächlich folgende Artikel: Kattune und Baumwollenzeug, gefärbte (namentlich blaue) Seidenschnüre, Atlas, Sammt, rothes Tuch, Glasperlen, kleine Spiegel, Waffen, (Messer und Gewehrläufe), Saffianleder u. s. f. Bedeutende Plätze des Landes sind Gafat, Genda, Gondar, Atigerat, und Adua, wo oft große Märkte abgehalten und die Erzeugnisse Abyssiniens und der Nachbarstaaten gegen europäische und asiatische Importartikel umgetauscht werden. Wenn das Land gute Kommunikationen besitzt und in europäischen Händen liegt, wird es die meisten Erwartungen mit seinen Schätzen übertreffen. Mit Egypten eng verbunden, von dem es auch das Christenthum empfing, ist dem großen Reiche europäische Kultur doppelt nöthig. Frankreich bemüht sich hier um die Herrschaft und stützt sich dabei auf einen günstig gelegenen Hafen Obock an der Meerenge Bab-el-Mandeb, gegenüber Aden, den es im Jahre 1859 erwarb und der einen guten Anknüpfungspunkt bildet. Zahlreiche französische Expeditionen haben das Land durchstreift und durchstreifen es noch, um von Allem genaue Kenntniß zu nehmen. Auch Italien macht Ansprüche auf dieses afrikanische Land, hat die nördlich von Bab-el-Mandeb belegene Assab-Bai im Besitz und giebt sich alle erdenkliche Mühe, zum Ziele zu kommen. Italienische Handelsgesellschaften haben ihre Agenten im Lande, einige haben auch ständige Faktoreien dort — sie alle aber machen gute Geschäfte und

dienen außerdem der allgemeinen Menſchheit, indem ſie das Land in Etwas der Kultur entgegenführen und die Leute mit europäiſchen Artikeln und Bedürfniſſen vertraut machen. Man wird hiernach leicht verſtehen, daß ſich die Engländer vorläufig um die Herrſchaft in Egypten bemühen, ſpäter werden ſich dann die Fühlfäden auch über Nubien hinaus nach Abyſſinien und vielleicht noch weiter erſtrecken. Jedenfalls wäre Abyſſinien eine angenehme Ergänzung zu Egypten und umgekehrt Dieſes zu Jenem. Wer das Eine hat, wird auch das Andere zu beſitzen ſuchen — die langjährigen Kriege zwiſchen beiden Ländern beweiſen das und zeigen, wie ſehr die egyptiſchen Herrſcher das richtige Verſtändniß für den Werth Abyſſiniens beſaßen, wie wenig ſie aber auch in der Lage waren, dieſes Gebiet zu erobern. Genug, Egypten iſt das Land der Zukunft und geht, ſobald es ſich vollends in engliſchen Händen befindet, — im Weſentlichen iſt es ja heute ſchon ein Vaſallenſtaat Großbritanniens — einer ſicheren Größe entgegen. Es wird vielleicht durch ſeine günſtige Lage ein zweites Indien werden. Von Egypten aus hätte ſchon lange der obere Nil und Kongo, der obere Zambeſi und das Gebiet der großen Seen gründlich erforſcht werden können, alles das geſchah aber nur zum kleinſten Theile, weil man eben mit der Feindſeligkeit der Eingeborenen, die ſich offen gewaltthätig oder durch Hinterliſt bemerkbar machte, zu kämpfen hatte. Die Sicherheit in Egypten iſt ſehr gering, namentlich aber in den mittleren und oberen Provinzen, im egyptiſchen Sudân und Nubien gleich Null. Das Geſchick vieler Forſcher beſtätigt das. Erpreſſungen und Betrügereien von Seiten der Beamten ſind an der Tagesordnung. Ausnahmen ſind wenige Europäer, die die höheren Verwaltungspoſten, namentlich in den Sudânprovinzen erhielten, weil man ſolche den eigenen Leuten nicht anvertraut, und auch dieſe Europäer haben mit dem Fanatismus der Eingeborenen manch' harten Strauß zu kämpfen. Waren ſie doch „Giaurs" Ungläubige, denen man, wo man nur irgend konnte, feindlich entgegentrat. Verachtung, mindeſtens aber ſtarke Abneigung gegen Andersgläubige iſt die charakteriſtiſche

Eigenthümlichkeit des wahren Mohamedaners, ohne sie ist er nicht denkbar.

Ist es doch erwiesen, daß selbst in den letzten Friedensjahren die egyptischen Schulen fremdenfeindliche Lehren ausbreiteten. Daran ist aber auch kaum zu zweifeln. Wer die tief eingewurzelten Anschauungen des Volkes kennt, wird einen wirklichen Umschwung zu Gunsten der Fremden nicht erwarten. Noch heute bemerkt man zum Beispiel in manchen Schulen der egyptischen Hauptstadt unter den Utensilien einen schwarzen Cylinderhut, der ein Seitenstück zu dem Schwätzerhut unserer Kleinkinderschulen bildet und dem zu Bestrafenden als empfindliche Demüthigung aufgesetzt wird. „Gott setze dir einen Hut auf!" heißt im Volksmunde etwa: „Gott verdamme dich". Leute der besten und einflußreichsten Stände, wie die Vertreter der europäischen Mächte, können nach ihrer wahren Meinung dies nicht bestreiten. Auch sie haben Studien darüber angestellt, namentlich zu Zeiten als Ismail noch am Ruder war und Fest auf Fest sich folgten. Es sollte den Europäern der Aufenthalt am Hofe so angenehm als möglich gemacht werden, aller Glanz des egyptischen Thrones wurde aufgefrischt, äußere Höflichkeit wurde zur Schau getragen. Aber, wenn man nur tiefer sah, wehe, da zeigten sich die Schattenseiten und die Schminke verschwand. Es ist nicht nur einmal vorgekommen, daß hohe europäische Ballgäste von halbtrunkenen egyptischen Würdenträgern umarmt und mit Worten wie: Ya Kelb, ya Chansir (o Hund, o Schwein) geliebkost wurden. Früher war es aber weit schlimmer. Man verging sich am Leben der Fremden. Erst Mehemet Ali, der mächtige Neubegründer egyptischer Herrschaft machte einer mehrhundertjährigen Christenquälerei das Ende. Ihm verdankt man es auch, daß sich die Egypter unter allen übrigen Mohamedanern am wenigsten fanatisch zeigten. Seine erziehende Hand zwang den Starrgläubigen eine Maske auf, aber auch nur eine solche. Im Grunde waren sie alle, der Herrscher nicht ausgeschlossen, eifrige Anhänger des Islam.

So liegen die Verhältnisse in Egypten heute noch wie früher,

höchſtens daß ſie ehemals deutlicher zur Schau traten, während man ſie jetzt zu bemänteln ſucht. Der Fanatismus der Leute iſt die Klippe, die gebrochen werden muß. An ihr iſt ſchon manch' kühne, unter ſchwellenden Segeln hinausgetragene Hoffnung zerſchellt. „Er war kein Apoſtel des Friedens, kein Fürſprecher der Nächſtenliebe, der da ſeinen Gott „Allah" nannte. Ein triefend' Schwert war der Pilgerſtab dieſes Propheten, auf den geſtützt er ſeine Offenbarungen, ſeine Lehre verkündete; Schrecken und Verderben, womit er ſich die Annahme ſeiner „Gebote" erzwang, und Haß und Verachtung für andersgläubige Völker, die er dem eigenen Fleiſch einimpfte. Und wie mächtig dieſe Sekte wurde! Der kleine trübe Strahl, der der Stadt Mekka entquoll, ſchwoll zu einem Rieſenſtrome an, der zahlloſe Lande überſchwemmte, hundertfach den Frieden ſtörte und Millionen, die gegen ihn anzukämpfen ſuchten, verſchlang".

Dieſe Worte des Dr. Holub, jenes berühmten Afrikareiſenden, ſind nur zu wahr und der Mann hat ganz Recht, wenn er ſagt, daß der Kampf gegen dieſe Leute ein unvermeidlicher iſt. Der allmächtige Geiſt des Fortſchrittes und der Civiliſation hat ihn übernommen und wird ihn, auf allgemeinen Menſchenrechten fußend, fortführen. In Algier und Tunis ſind es die Franzoſen, welche aufzuräumen begonnen haben, in Egypten werden das die Engländer thun und, wie ich glaube, auch mit Erfolg. Man hat ihnen zwar vorgeworfen, daß ſie unfähig dazu ſeien, aber das iſt unrecht. Sie haben viel gefehlt, das iſt wahr, aber ſie haben auch viel geleiſtet und ihre Leiſtungen überwiegen weit ihre Schwächen. Man bedenke, was England für Indien gethan hat und was aus Letzterem geworden wäre, wenn es Englands Fürſorge nicht gehabt hätte. Es ſind nun 100 und einige Jahre her, ſeit Robert Clive das Land für die Engländer eroberte und heute herrſcht dort die Königin von Großbritannien als Kaiſerin über ein Reich, das den größten Theil Europas in ſich aufzunehmen vermag. Engliſche Thatkraft und günſtige Umſtände vermochten ein ganz erſtaunliches Reſultat herbeizuführen. Wie haben

die Eroberer ihren Erfolg benutzt, das besiegte Volk mit der Fremdherrschaft auszusöhnen, wie haben sie der sittlichen Pflicht genügt, welche ihnen durch die Verhältnisse auferlegt war und die ihnen gebietet, die Unterworfenen auf ihre eigene Kulturstufe hinaufzuheben? Ein flüchtiger Blick auf den politischen und moralischen Zustand Indiens und seiner Bevölkerung um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und heute belehrt uns darüber in interessanter Weise. Das mächtige Reich, welches Baber und Akbar um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in Indien gegründet hatten, war zerfallen. Auf seinen Trümmern waren im nördlichen Lande mehrere Staaten entstanden, die sich untereinander beständig bekämpften und dazu noch durch innere Parteikämpfe zerrissen wurden. Jeder Sieg der äußeren oder inneren Feinde hatte den Mord der bisherigen Herrscher und deren meisten Anhänger im Gefolge; für das furchtbare Leiden des Volkes hatte Niemand ein Herz. In Dekkan bestand ein Mahratten-Raubstaat, dessen Bewohner oft in großen Heeren über ihre Nachbarn herfielen, deren Städte und Dörfer niederbrannten und viele Menschen tödteten. Auch die Dschats räuberten ähnlich. Ueberall war Krieg und Raub. Unter solcher Wirthschaft konnte natürlich an eine friedliche Entwickelung nicht gedacht werden. Der ehemals blühende Seehandel Indiens war vernichtet, die Westküste des Landes durch Seeräuber unsicher gemacht. Das geistige Leben der Indier wollte erlöschen, ging bergab, wogegen der Aberglaube immer mehr um sich griff.

Tausende von Wittwen wurden jährlich auf dem Scheiterhaufen geopfert, tausende von Fanatikern zermalmte der heilige Wagen des Wischnu. Menschenopfer waren in ganz Indien beliebt. Noch im Jahre 1826 opferte der Radschah von Buster 25 Menschen, weil er eine Reise unternehmen wollte und die Meriahs, d. h. Kinder, die zum Opfern bestimmt und auferzogen werden, bezahlte man mit 100—160 Mark. In einem Gebiete allein befreiten die Engländer mehr denn 1500 dieser Kinder. Wie hat sich das Blatt heute gewendet! Ueberall herrscht tiefer

Friede. Die Räuber sind vernichtet, die einzelnen streitbaren Fürsten zur Ruhe gebracht. Die Mahratten, Sikhs, Dschats u. a. Völker, die einst durch ihre Tapferkeit und Grausamkeit überall Furcht verursachten, sind heute fleißige Ackerbauer. Der Handel hat sich emporgeschwungen, die Verkehrsmittel haben sich vermehrt. Kanäle und Wasserbehälter, seit Jahrhunderten vernachlässigt, wurden von ihrem Schmutz gereinigt und brauchbar gemacht. Ein Netz von Schulen jeder Art hat sich über das ganze Reich ausgespannt. Industrielle Unternehmungen tauchen ab und zu auf, der Nationalwohlstand mehrt sich. Einige Jahrzehnte englischer Herrschaft haben diese Umänderung zu Wege gebracht und doch thut man heute, als wenn England in Indien mehr Schaden als Nutzen angestiftet habe und beruft sich auf Grausamkeiten, die von Einzelnen an den armen Indiern verübt wurden. Du lieber Himmel, Excesse kommen überall vor und werden mit dem Fortschreiten wirklicher Kultur mehr und mehr verschwinden, mindestens aber ihre Strafe erhalten, denn in einer wohlgeordneten Kolonie ist auch eine wohlgeordnete Regierung, die ohne Unterschied der Nationalität ihr Urtheil fällt. Wie haben aber die Indier gegen die Engländer gewüthet, wie viele Weiße sind der mörderischen Sekte der Thugs zum Opfer gefallen? Das erwähnt man nicht. Welche Ungerechtigkeiten die eingeborenen schwarzen und braunen Herrscher gegen ihre Unterthanen begehen, ich könnte hier ein langes und breites davon reden. Wie sie die Leute aussaugen bis auf das Blut, daß diese zuletzt zum Flüchten gezwungen werden (z. B. in Tunis, von wo alljährlich viele Eingeborene nach den anderen Küstengebieten Nordafrikas auswandern), das Alles zu beobachten, hat man in manchen Ländern, auch in Egypten Gelegenheit.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Geschichte dieses Landes, so finden wir, daß die socialen Zustände in demselben denen Indiens im vorigen Jahrhundert an Verdorbenheit nicht nachstehen, eher solche übertreffen. Dem unglücklichen egyptischen Volke ist die Knechtschaft nichts Neues mehr. Seit vier Jahr-

tausenden ist es an eine immer wechselnde Fremdherrschaft gewöhnt. Schon 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung findet sich eine solche: die der Beduinen. Neunhundert Jahre später gelangten die Assyrer zur Herrschaft. Bald darauf rangen die Aethiopier mit ihnen um das Land und rissen Oberegypten an sich. Mit dem Untergange der assyrischen Herrschaft trat eine schreckliche Anarchie ein. Endlich kamen die Perser unter Kambyses ans Ruder, denen dann 332 v. Chr. die Macedonier unter Alexander dem Großen und etwa dreihundert Jahre später die Römer nachfolgten. Mit dem Jahre 638 unserer Zeitrechnung trat ein Wendepunkt in der Geschichte Egyptens ein: die Araber kamen und verbreiteten den Islam im Lande. Die Herrschaft wurde nun konstanter. Zwar wechselten die Araber mit den Mamluken und Osmanen mehrmals ab, immer aber blieb der Mohamedanismus oben. Je strenggläubiger die Herrscher am Nil waren, um so mehr mißhandelten sie ihre strenggläubigen Unterthanen. Ein Beispiel dafür liefert der frommste aller frommen Kalifen, die im Pharaonenreiche ihr despotisches Scepter schwangen — El Hakim, zur Sippe der Fatimiden gehörig. „Bemaer-Illah" (Gottmensch) nannte sich dieser Raubritter, dabei war es ihm aber ein Vergnügen, gelegentlich einem seiner Diener den Bauch aufschneiden zu lassen. Einmal fiel es ihm ein, das Arbeiten bei Tage zu verbieten, dann verbot er wieder alle Arbeit bei Nacht. In seinem zelotischen Fanatismus verbot er alle öffentlichen Vergnügungen, Musik und Tanz — dann ließ er allen Wein auf die Straße gießen und die Honigkrüge in den Nil werfen. Die Sitten der egyptischen Frauen paßten ihm nicht — er verbot den Weibern das Ausgehen oder nur aus Thür und Fenster Sehen. Wer also keine Bedienung zur Besorgung der nöthigen Lebensmittel hatte, mußte verhungern. Man schätzt die Zahl der unter der Regierung dieses Unmenschen wegen Nichtbefolgung seiner Vorschriften oder zu seinem Vergnügen Hingerichteten auf etwa 20,000. Die Mamlukenherrscher waren auch nicht besser als das Fatimidengesindel. Einer derselben, der Sultan

Bursbai, ſonſt ein ſehr frommer Mann, ließ eines ſchönen Tages ſeine beiden Leibärzte tödten, weil ſie ein leichtes Unwohlſein ihm nicht ſchnell genug benehmen konnten.

Ein anderer Wütherich — Kaitbai iſt ſein Name — weinte bitterlich, als er erfuhr, daß die Moſchee zu Medina durch einen Blitzſtrahl eingeäſchert worden ſei, dabei ſtand er nicht an, ſeine Untergebenen nach Belieben lebendig zu ſchinden. Unter dem Sultan Naſſir war das Elend im Volke am größten, ſeine Prachtentfaltung übertraf aber trotzdem oder gerade deshalb die ſeiner Vorgänger in jeder Weiſe. Als er einſt nach Mekka reiſte, ſchleppte er Küchengeſchirr aus gediegenem Gold und Silber mit ſich. Man ſagt, er habe 100—500,000 Mark für ein einziges Pferd gezahlt. Wenn es ihm gelegentlich an Geld fehlte, was gar nicht ſelten der Fall war, ließ er diejenigen der ihm naheſtehenden Großen des Landes abthun, von denen die werthvollſte Hinterlaſſenſchaft zu erwarten war. Nun kamen die Türken unter ihrem Sultan Selim I., dem „Trunkenbold“ ins Land und trieben es ebenſo, wenn nicht noch ärger. Vor Allem knüpften ſie die Mamlukenhäuptlinge auf und hängten die Stricke, mit denen dieſe Arbeit geſchehen, als Zierden an eines der Thore der Hauptſtadt.

Jetzt müſſen wir aber eines Unternehmens gedenken, das zwar groß angelegt war und zu den beſten Hoffnungen berechtigte, aber doch zu einem ſchlechten Ende führte. Ich meine die franzöſiſche Expedition des Jahres 1798 unter Bonaparte, die trotz ihrer kurzen Dauer und ihres Mißerfolges einen neuen Abſchnitt in der Geſchichte Egyptens eröffnet. Mit ihr beginnt die Herrſchaft europäiſcher Geldmänner und Abenteurer, die, ein wahrer Auswurf der Menſchheit, ſich den Egyptern als „Kulturträger“ aufdrängten und das Land nach Kräften ausnutzten. Die Franzoſen waren ihnen für ihr blutſaugeriſches Treiben leider ein gutes Vorbild. Bonaparte, der Mann, welcher Egypten auf eine hohe Kulturſtufe bringen wollte, hatte ein richtiges Plünderſyſtem eingerichtet. Die Stadt Roſette mußte 100,000, Damiette 150,000, die Kopten 528,000, die Damaſthändler 300,000 und die Kaffee-

händler über eine Million Francs zahlen. Gleicherzeit verordnete der europäische Barbar, daß sämmtliche Mamlukenweiber ausgeraubt werden sollten und der Frau des besiegten Mamlukenführers Murad Bey stellte er die Wahl, ob sie ihm 600,000 Francs Strafgelder zahlen oder sich bis auf die Möbel ihres Schlafgemaches ausplündern lassen wolle. Bonaparte verdächtigte geachtete und reiche Eingeborene des Verraths, um ihnen dann für hohes Lösegeld die verhängte Todesstrafe zu erlassen. Derartige Räubereien bildeten die Schattenseite des Unternehmens, aber die Sache hatte auch ihr Gutes, insofern als sie nämlich dadurch, daß sie die Macht der Mamluken brach und Egypten in den Kreis moderner Civilisation zog, den Keim zu einer nationalen Bewegung legte. Die Anfänge dieser nationalen Regung waren freilich erbärmlich genug. Mehemet Ali war im Jahre 1800 von der türkischen Regierung mit einer Schaar Albanesen nach dem Nillande geschickt worden, um den Mamluken und Türken gegen die französischen „Giaurs" beizustehen. Er zeichnete sich durch Tapferkeit aus, war auch sonst vom Glücke begünstigt, begann aber nach der Abreise der Franzosen das egyptische Volk gegen seine türkischen und mamlukischen Bedrücker aufzustacheln. Es gelang ihm das gründlich. Mit Hülfe der Franzosen erzwang er von der Türkei den Paschatitel. Die Mamluken ließ er durch List mit ihren sämmtlichen Beys ins Jenseits befördern. Nun war der erste Schritt zu einer nationalen Bewegung gethan, Mehemet Ali hatte sich mit Hülfe europäischen Einflusses zum unabhängigen Herrscher des Landes gemacht. Der zweite Schritt war der, daß er eine Armee aus dem Volke — also aus Fellahs und Negern — zusammensetzte, was seit etwa vier Jahrtausenden noch nicht wieder dagewesen war, denn bislang hatte sich ein Söldnerwesen breit gemacht. Jetzt hatte man also in Egypten eine Armee, die aus Egyptern bestand, was im Interesse des Landes sehr gut war. Aber nun regte sich in dem Volke, das vom neuen Herrscher nur bewaffnet war, um seinen despotischen Wünschen zu dienen, selbst der Wunsch nach Unabhängigkeit. Zwar trat er nur sehr

gelinde auf, immerhin aber war er da. Das Heer war es, das zuerst die Losung „Egypten für die Egypter" ausgab und das dann auch später thätig für dieselbe eingriff.

Die Bonaparte'sche Expedition hatte also doch ihre guten Folgen, indem sie nämlich die Leute im Pharaonenlande aus ihrem viertausendjährigen Traumleben aufrüttelte und in ihnen den Wunsch nach nationaler Selbständigkeit reifen ließ. Leider traten aber die bösen Folgen des französischen Feldzuges immer mehr zu Tage. Mehemet Ali hatte wohl Egypten frei gemacht von der direkten Fremdherrschaft, dafür aber einen Schwarm europäischer Beutelschneider und Industrieritter ins Land gelockt, was die indirekte Fremdherrschaft begünstigte. Um dann recht viel äußere Pracht entfalten zu können, riß er das Monopol eines jeden Erwerbszweiges an sich, sich so die Mittel zu seinem Vorhaben verschaffend. Er preßte das Volk in einer Weise aus, wie es seinen Vorgängern nie möglich gewesen war, und schuf eine Art Staatssocialismus, die hier etwas näher zu beleuchten, mir nicht gerade uninteressant erscheint.

Soweit man in der Geschichte Egyptens zurückblättern kann, wird man finden, daß der Grund und Boden dem Gemeinwesen, also bei einem absoluten Staate dem Könige gehörte. Dieser vertheilte die einzelnen Ländereien an die Reichen des Landes, welche für gute Bebauung des Bodens zu sorgen hatten, aber auch dafür, daß die Bebauer desselben (also ihre Arbeiter) so viel vom Erträgniß erhielten, als zu ihrem Lebensunterhalt nöthig war.

Charakteristisch ist hierfür die Grabschrift des Fürsten von Mah, der vor mehr als 4000 Jahren unter Usurtasen I. in Egypten herrschte. Dieselbe lautet u. A.: „Es arbeitete für mich der gesammte Gau von Mah mit Rührigkeit. Keinen Sohn des Armen habe ich bedrückt, keine Wittfrau bedrängt, keinen Landbesitzer vertrieben, keinen Hirten verjagt, keinem Fünfhandmeister seine Leute genommen, der Arbeiten willen. Niemand war unglücklich zu meiner Zeit, niemand hungrig in meinen Tagen, nicht bei den Tagen der Hungersnoth. Denn ich hatte bestellt alle

Felder des Gaues von Mah, bis zu seiner südlichen und nördlichen Grenze. Also fristete ich das Leben seiner Bewohner und gewährte, was er an Speise lieferte. Kein Hungriger war in ihm, ich spendete der Wittfrau gleich der Herrin eines Ehegemahls. Nicht zog ich vor den Großen dem Geringen bei all' dem, was ich gab. Und wenn die Ueberschwemmungen des Nils groß waren, dann war der Herr seiner Aussaat Herr seines Eigenthums, nichts wurde ihm entzogen von meiner Hand an den Antheilen des Feldes."

So lagen die egyptischen Verhältnisse in damaliger Zeit. Nachgerade machten sie aber Wandlungen durch, die zu einer gänzlichen Umgestaltung führten. Die Rechte des Herrschers und seiner Bevollmächtigten im Lande sind dieselben geblieben oder haben noch Erweiterungen erfahren, deren Pflichten gegen die Unterthanen sind aber bald in Vergessenheit gerathen. Bei Mehemet Ali trat dies in ganz besonderer Weise zu Tage. Aller Ernteertrag gehörte ihm, denn er ordnete an, ob der Fellah Getreide oder Zuckerrohr, Baumwolle oder Indigo anbauen sollte, und er bestimmte auch den Preis, für den ihm das Ganze abgelassen werden mußte. Dieser Despot ging aber noch weiter und gründete Fabriken, in denen die Fellahs gegen eine Bezahlung, die dem Belieben des Herrn anheimgegeben war, zu arbeiten gezwungen waren. Auch legte er Verkehrswege an, zu denen wiederum das arme Volk die Frohnarbeiter stellen mußte. Wer seinen Befehlen nicht nachkam, wurde gefoltert und auf gräuliche Weise zum Tode gebracht. Um solchen Qualen zu entgehen, wandten sich die unglücklichen Fellahs nach Syrien, wohin sie übrigens schon weit früher geflüchtet sein müssen, denn eine steinerne Urkunde aus Ramses des Zweiten Zeit enthält bereits darauf bezügliche Andeutungen. Einen Beweis dafür, was sich Mehemet Ali sogar dem Fanatismus des Volkes gegenüber erlaubte, bietet ein Vorfall des Jahres 1834. Der Herrscher ließ nämlich durch seine Schergen eine auf dem Wege nach Mekka befindliche, also zu religiösen Zwecken pilgernde Karawane anhalten und wählte sich

über tausend junge Leute aus, die er für sein Heer brauchte. Niemand wagte sich gegen diese grausame Maßregel aufzulehnen.

Die Nachfolger dieses Barbaren waren durchaus nicht besser. Einen feigen abscheulichen Charakter besaß Abbas Pascha, der Jedermann, selbst seiner nächsten Umgebung mißtraute und heimlich seine wirklichen und vermeintlichen Feinde vergiften oder ertränken ließ. Viele schickte er auch in die Minen von Fasogl, weit im Innern am blauen Nil belegen und das „heiße Sibirien" genannt. Niemals kehrten diese Unglücklichen zurück. Der Nachfolger des Abbas war Said Pascha, der eines schönen Tages Schießversuche mit neuen Kanonen auf den Feldern bei Alexandria, auf denen gerade eine Menge Fellachen arbeitete, anstellte. Dieser Mensch brachte auch die Staatsanleihen auf — wir werden nachher sehen, wie arg er die Finanzen dadurch zerrüttete —, blos um seiner Verschwendungssucht Genüge zu leisten. Beim Bau des Suez-Kanals zwang er einen um den andern Monat je 20,000 Fellahs zur Frohnarbeit. Die Maßregeln des vorletzten Khedive Ismail sind wohl noch in Jedes Gebildeten Gedächtniß. Seine Erfindungsgabe in betreff neuer Geldquellen war wirklich großartig. Nicht nur, daß er die Steuern bis auf das Doppelte hochschroß und auf mehrere Jahre im Vorhinein einstrich, nein, er trieb selbst die armen Fellahs von dem traurigen Rest ihres Grundbesitzes, nahm ihnen ihr kupfernes Kochgeschirr und ihren Frauen und Kindern die Ohrringe weg. Ja, selbst mit offenem Raub war er nicht zufrieden, er bestahl und betrog auch die Armen. Einmal machte der Finanzminister dieses Wegelagerers, ein würdiger Genosse seines Herrn, bekannt, daß Jeder, der zwei Piaster da und da hinbringe, Getreide so viel er wolle, aus den Regierungsmagazinen holen könne. Die Leute waren dumm genug, ihr letztes Geld hinzugeben, aber ein Korn Getreide bekamen sie nie dafür zu sehen. Dann gab dieser hohe Herr einen Ball. Ihm dünkte die Zufahrt nicht bequem genug, flugs ließ er einige Häuser, die ihm im Wege schienen, niederreißen, ohne sich weiter um die Insassen derselben zu kümmern. Derartige Geschichten ließen sich bändeweise nieder-

schreiben, unser Raum gestattet hier keine weiteren Angaben. Traurig genug, daß derartige Dinge möglich sind, obwohl die civilisirte Welt recht gut darüber unterrichtet ist. Sonst erhebt sie doch stets ein Geschrei, wenn irgend ein Jude ausgeprügelt oder ein Thier im Dienste der Wissenschaft zergliedert wird. In einem neueren Hefte der Revue scientifique — ich glaube, es war das Augustheft des vorigen Jahres — war die Lage der egyptischen Bevölkerung treffend beschrieben: „Man nimmt dem Fellah sein Haus ohne Entschädigung, wenn man es braucht; seinen Sohn, damit er Soldat werde; seine Frau, wenn sie gefällt; seine Tochter, wenn sie jung und hübsch ist, man nimmt ihn selbst zum Frohndienst, und oft kehrt er nicht mehr zurück. 20,000 dieser Unglücklichen sind unter den Ufern des Mahmudiehkanals begraben."

Und diese Zustände sind zum Theil noch heute so. Zwar sind die Leute jetzt von den Naturalabgaben befreit, dagegen müssen sie um so bedeutendere Geldsteuern liefern, wodurch dem armen Fellah keineswegs genutzt wird, der europäische Beutelschneider aber reichlich profitirt. So wie ich die Zustände Egyptens aus eigenen, erst unlängst gewonnenen Anschauungen kenne, kann ich nur sagen, daß die Steuerlast für den Eingeborenen eine furchtbare ist. Ein Arbeiter, der täglich etwa 8—10, höchstens 12 Groschen verdient, muß deren 1 an die Regierung abliefern. Selbst die kleinen Schuhputzerbuben, meist im Alter von 8—12 Jahren, sind nicht frei von Abgaben: sie müssen jährlich 20 Frcs. = 16 M. zahlen. Als ich drüben war, sprach man von der neuen Verordnung, nach welcher auch die im Lande ansässigen Europäer, die bisher frei von derartigen Abgaben waren, vom 1. October d. J. ab Steuern zu zahlen hätten. Ich weiß nicht, wem man diese neue Bestimmung verdankt, muthmaße aber, daß den Engländern die Anregung dazu zuzuschreiben ist. Ich weiß auch nicht, ob dieselbe wirklich durchgeführt ist, hoffe es aber von ganzem Herzen, denn, frage ich, mit welchem Rechte sollen Diejenigen, die das meiste Geld im Lande besitzen und verdienen, nicht eben so gut

einen Theil ihres Einkommens an die Landesverwaltung abgeben, als dies die Aermſten des Landes in ſo ungeheuerlichem Maße thun?

Ueberhaupt iſt das Europäerthum in Egypten nicht gerade hochzupreiſen. Die Griechen und Italiener haben das größte Kontingent an Beutelſchneidern, Vagabonden, Spitzbuben und Räubern geſtellt. Am vortheilhafteſten zeigen ſich dagegen Deutſche, Engländer und auch Franzoſen, in deren Händen ſich die größten und beſten Handlungshäuſer befinden und die auch als Gelehrte und Beamte ſich im Lande hervorthun. Selbſtredend giebt es auch unter ihnen böſe Ausnahmen. —

Trotz der hohen Abgaben des Volkes wächſt doch die Staatsſchuld ins Ungeheuerliche, während ſich die Säckel der Wucherer füllen. Im Jahre 1835 brauchte der Staat jährlich etwa 66 Millionen Mark, 1863 nahe an 100 und heute über 200 Millionen. Dabei ſind dies aber nur ſogenannte offizielle Angaben, in Wirklichkeit möchte eine weit größere Summe verbraucht werden. Als Said Paſcha ſtarb, betrugen die Staatsſchulden ca. 66 Millionen Mark. Ismail brachte dieſelben auf über 1100 Millionen und das in der kurzen Zeit von 10 Jahren (1864—1873). So arg war die Verſchwendungsſucht dieſes Mannes. Andererſeits betrogen aber auch die europäiſchen Bankiers wacker. Den Betrug nannte man dann kühn Finanzoperation. Das Land hatte im Laufe von 12 Jahren vier Anleihen erhoben und dabei über dreiundeinhalbhundert Millionen Mark eingebüßt, die verzinſt werden mußten, ohne je gezahlt zu ſein. So war es erklärlich, wie Ismail Paſcha oft 25 % Zinſen gab und andererſeits, wie die Staatsſchuld bis heute auf 2000 Millionen Mark anſchwellen konnte. Man ſieht alſo, daß auch der jetzige Khedive, der zarte Tewfik, recht gut das Schuldenmachen verſteht. Im Uebrigen iſt er durchaus nicht ſchlecht und keineswegs ſeinen Vorgängern gleich, denn er beſitzt ein Herz für das Leiden ſeines Volkes, nur fehlt ihm Energie und Macht, die Zuſtände, wie ſie jetzt liegen, zu reformiren. Für Egypten iſt aber eine ſehr ſtarke Hand nöthig und

die hat Tewfik nicht. Er tröstet sich jedoch einigermaßen, indem er die alte Passion seiner Vorfahren, mit dem Gelde herumzuwerfen, eben so leidenschaftlich betreibt, als Jene. So beschäftigt er sich denn mit der Einführung europäischer Einrichtungen, treibt Pferdesport, unterhält französische und italienische Theater und dergleichen und läßt sich das Alles ein gutes Stück Geld kosten. Der Khedive ist eben ein reicher, verschwenderischer Herr, dem es auf ein paar Millionen nicht ankommt, wenn es gilt, Pracht und Glanz zu entfalten. Manchmal hat er dabei auch Einrichtungen von praktischem Nutzen geschaffen, z. B. Gas- und Wasserleitung, Eisen- und Pferdebahnen, aber das meiste Geld ist doch nutzlos aus dem Fenster geworfen. Nun kommen seine Gläubiger und drücken den armen Schuldner sehr mit ihren Forderungen, so daß er nicht aus noch ein weiß. Wenn er da die guten Engländer nicht hätte, die ihm schließlich Geld geben und ihn vor seinen eigenen Leuten, die ihn gern loswerden möchten, vor den „egyptischen Sozialisten" schützen! Eine Liebe ist die andere werth und so läßt sich denn der Khedive zu Gegendiensten bereit finden, indem er den Engländern Einfluß und Eingriff in seine Politik gestattet.

Je schwächer der Herrscher war, um so stärker mußte sich die nationale Bewegung fühlen und so war es auch. Wäre Tewfik ein Tyrann, ein Wütherich wie die Vorgänger am Staatsruder gewesen, wer weiß, ob dann die Nationalpartei so kühn hervorgetreten wäre, als dies im vorigen Jahre unter Arabi geschah. Zwar hatte sie schon vordem einmal sich in die Welt hinausgewagt, aber damals geschah dies mehr auf Antrieb des Herrschers Ismail selbst, der sich der nationalen Bewegung in die Arme warf und dafür von der Pforte, natürlich auf Verlangen der europäischen Großmächte, am 25. Juni 1879 abgesetzt wurde. Unter Tewfik richtete sich aber die Bewegung gegen den Herrscher, der ihr feindlich gegenüber stand, vielleicht, weil er so wollte, vielleicht weil er so mußte. Wir wissen nun, wie der Ausgang des vorjährigen Freiheitskampfes war — es würde unnütz sein, hier die Zeit mit

nochmaliger Schilderung hinzubringen —, immerhin aber war doch der Widerstand, den das egyptische Volk diesmal dem Herrscher und den vermittelnden Engländern entgegensetzte, an sich wunderbar. Hatte doch die Nationalpartei sogar die Macht gehabt, dem Khedive im Februar vorigen Jahres ein Ministerium nach ihrem Geschmack aufzuzwingen. Und wie groß war die Begeisterung des Volkes für den Kampf um die Freiheit, als die englischen Truppen ins Pharaonenland drangen! Achmet Arabi, der Führer der Bewegung, hat dies selbst in einem interessanten Aufsatz im vorjährigen Dezemberheft des »Nineteenth Century« geschildert. In dreißig Tagen wurde die damals 10,000 Mann starke Armee durch Freiwillige auf das Zehnfache gebracht, 8000 Pferde und 4000 Maulthiere derselben zur Verfügung gestellt, Magazine und Kriegskasse mit Vorrath versehen. Dennoch ging die Nationalpartei auch diesmal unter, vielleicht zum größten Glücke Egyptens, denn, frage ich, würde Achmet Arabi anders gewirthschaftet haben, als die übrigen Regenten am Nil? Das ist nicht gut anzunehmen, denn die Leiden vieler Jahrhunderte haben dem Volke gezeigt, daß seine schlimmsten Bedrücker immer die Herrscher der eigenen Rasse waren. Und wenn auch Arabi wirklich anders gewesen wäre als die Uebrigen, er hätte es doch nicht vermeiden können, sich mit Leuten zu umgeben, die an das alte System der Volksschinderei seit langer, langer Zeit gewöhnt sind. So würden also schließlich auch unter ihm Grausamkeiten nach altem Muster oder neuer Erfindung vorgekommen sein. Egypten ist einfach für eine Selbstbeherrschung unreif. Es mag sich ruhig den civilisatorischen Einflüssen einer europäischen Macht beugen, was nicht etwa nur zum Nutzen eben dieser Fremden sondern zumeist der Egypter selbst wäre. Schrieb da Jemand, der sonst sehr wohl unterrichtet schien, in einer besseren Monatsschrift Folgendes:

„Großbritannien aber hat sich in Egypten nur eine neue Quelle von Verlegenheiten geschaffen, ein zweites Irland. Immer stärker und immer zielbewußter durch den Kampf wird die National-

partei auftreten, hier wie dort; und so wie in Irland wird auch in Egypten die Agrarfrage, innig verbunden mit der nationalen, zum Theil vielleicht auch noch der religiösen immer mehr in den Vordergrund treten. Und so wie in Irland wird auch in Egypten die Bewegung erst dann zur Ruhe kommen, wenn die Agrarfrage gelöst und Egypten den Egyptern zurückgegeben ist."

Ich halte diese Behauptung für grundfalsch. Auch gefällt mir der Vergleich nicht, besser scheint mir der meinige, vorhin bereits erwähnte, der Egypten dem indischen Lande gegenüberstellt und auf den ich jetzt nochmals hinweise, da er gerade zeigt, wie gut es ist, wenn die Engländer auch in Egypten gründlich aufräumen.

Großbritanien braucht jetzt, gegenüber dem Vorgehen der Franzosen in den verschiedenen Theilen unserer Erde, ein neues großes Arbeitsfeld zur Erprobung seiner Kraft und solches hat es in Egypten gefunden. Was Egypten für Europa im Allgemeinen, die Engländer im Besonderen werth ist, habe ich genugsam gezeigt, gleicherzeit aber auch, was Egypten von den eigenen Herrschern zu erwarten hat. Mithin ist die eben zitirte Meinung hinfällig. Der europäische Einfluß ist unumgänglich nothwendig, wenn man es wirklich gut meint mit der Zukunft Egyptens und deshalb muß der Haß gegen alles Fremde, der durch das betrügerische Treiben europäischer Geldmänner großentheils begründet ist, vernichtet werden. Das kann aber nur geschehen, wenn eine Wendung zum Besseren und zwar sobald als möglich eintritt. Die einheimischen Herrscher werden dieselben bleiben, von ihnen steht nichts großes zu erwarten. Es handelt sich also lediglich darum, die Zustände so zu lassen wie sie sind — und das kann die Menschheit, wenn sie sich als Trägerin der Civilisation fühlt und auf allgemeine Menschenrechte baut, nicht zugeben, — oder aber energisch einzugreifen. Das Letztere ist das Nöthige. Die Eingreifenden sind die Engländer und werden es auch bleiben. Meine Arbeit hat gezeigt, welchen Antheil diese am Pharaonenlande nehmen, jetzt will ich nur noch kurz erwähnen, wie sie bisher

vorgingen. Den eigentlichen Kampf zwiſchen England und Arabi übergehe ich. Bemerken will ich nur, daß mir neulich eine Vermuthung vor Augen trat, die ich nicht ganz unerwähnt laſſen will. Es hieß da: „Wir können hier eine Bemerkung über die Schlacht bei Tell-el-Kebir nicht unterdrücken. In ihrer Vorgeſchichte, wie in ihren Konſequenzen hat ſie eine auffallende Aehnlichkeit mit der Schlacht von Plaſſey (1757), durch die Clive die engliſche Macht in Oſtindien begründete. Gewonnen wurde dieſe Schlacht durch Verrath, da ein Theil der gegneriſchen Offiziere erwieſenermaßen beſtochen war. Sollte in der ſo leicht gewonnenen Schlacht bei Tell-el-Kebir neben engliſchem Blei nicht auch engliſches Gold gewirkt haben?“ Demjenigen, der dieſe Vermuthung aufſtellte, theile ich hierdurch mit, daß er den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Man erzählt ſich in gewiſſen Kreiſen in Egypten folgende glaubhafte Geſchichte: Ali Beg Juſſuf, Oberſt im egyptiſchen Heere, erhielt von den Engländern einen Wechſel über 20,000 £ (= ca. 400,000 Mark), damit er die Leute im Lager von Tell-el-Kebir nicht wecke. Dieſelben waren ſehr müde, da ſie am Tage angeſtrengt gearbeitet hatten und ſollten Nachts die Engländer überfallen. Beſagter Oberſt weckte ſie alſo nicht und ſo drangen denn am frühen Morgen die Engländer ſelbſt ein. Derſelbe Ali Beg Juſſuf gab den Engländern den Schlüſſel zur Citadelle von Kairo — zwei Tage ſpäter nahm man ihm engliſcherſeits den Wechſel wieder ab. Er will von der ganzen Geſchichte nichts wiſſen und iſt heute wieder hoher Würdenträger am Hofe ſeiner egyptiſchen Hoheit. Man mag den Engländern vorwerfen, daß ſie ſich mit dieſem Spitzbuben einließen, aber im Kriege iſt das erlaubt und im Grunde genommen iſt durch dieſen Verrath, der die Corruption der einflußreichen Kreiſe Egyptens zeigt, eine Menge Menſchen am Leben erhalten, die bei der ſonſt unfehlbar blutigen Schlacht getödtet worden wären.

Wer die ſtramme Infanterie und die treffliche Kavallerie der Fellachen und Beduinen kennt, dem iſt der Ausgang der Schlacht von Tell-el-Kebir unverſtändlich, wenn ihm die oben erwähnte Ge-

schichte fremd blieb. Man muß ja nicht glauben, daß das egyptische Militär so sehr schlecht sei. Das ist nicht der Fall, nur ist es unzufrieden mit der Regierung, auch macht die schlechte Verpflegung und Besoldung, letztere oft lange Zeit ganz ausbleibend, böses Blut. Die Engländer hätten sicher einen harten Stand gehabt, wenn ihnen nicht schnöder Verrath zu Hülfe gekommen wäre. Man macht den Engländern einen anderen Vorwurf, den, Alexandrien bombardirt zu haben. Auch ich nenne das eine Brutalität — ich habe die Verwüstungen, die dasselbe angerichtet, mit eigenen Augen geschaut — aber die englische Politik forderte das. Man will jetzt englischerseits glauben machen, als habe man nur Frieden zu stiften beabsichtigt und wolle nun die englischen Truppen gänzlich zurückziehen. Daß das aber nach dem stattgefundenen Kriege und namentlich nach dem Bombardement Alexandriens ein Ding der Unmöglichkeit ist, wissen die Engländer besser als jeder Andere — sie thun auch nur so. Neulich erst ist der österreichische Generalkonsul in Alexandrien beim Grafen Kalnoky vorstellig geworden inbetreff der Absicht der englischen Regierung, ihre Truppen zurückzuziehen und die Aufrechterhaltung der Ordnung den egyptischen Truppen anzuvertrauen. Er ist der wahren Meinung, daß, wenn dies geschieht, die Europäer in Egypten sich in einer schlimmeren Lage befinden werden, als vor der Metzelei von 1882. Die Engländer werden sich aber hüten, ihre Truppen jetzt wieder aus einem Lande zurückzuziehen, an welchem sie ein großes Interesse nehmen und das ihnen sehr bald und vielleicht auch sehr leicht zufallen könnte. Jetzt können die Engländer sogar in den Augen der Welt thun, als blieben ihre Soldaten nur zum Schutz der übrigen Europäer da und dazu haben sie nach dem Ebenerwähnten guten Grund, wiewohl sie selbst ja die schiefe Situation heraufbeschworen haben.

Ziehen die Engländer wirklich ihre Truppen aus Kairo nach Alexandrien zurück, so ist das meiner Ansicht nach auch nur ein Scheinmanöver. Man braucht dieselben vielleicht in allernächster Zeit schon sehr nothwendig — die gegenwärtige Lage im Sudân

erheischt das. Ich glaube, hier liegt auch der Schwerpunkt des Ganzen. Kürzlich theilten die Blätter mit, Lord Dufferin habe die Ansicht ausgesprochen, es sei für Egypten zwecklos, die beiden Provinzen Kordofan und Darfur vom falschen Propheten Mahdi zurückzuerobern und sei die englische Regierung derselben Meinung. Ich glaube nicht, daß England wirklich so denkt. Beide Provinzen liefern das schönste weiße Gummi arabicum, von dem jährlich tausende von Kameelladungen über Dongola und Chartum nach Egypten gehen. Beide Länder liefern ungeheure Mengen von Straußenfedern — man hat Seriben (Zuchtanstalten) von über 1000 Straußen —, und auch die beste Tamahrinde. Bleibt der Mahdi Herr in diesen Gegenden, so werden diese Artikel nicht mehr nach Egypten gehen, aus dem einfachen Grunde, weil sie leicht von den Egyptern konfiszirt werden könnten. Dagegen würden sie nach Wadai und Tripolis geschickt werden, woher man dann auch die Bedarfsartikel bezöge. Die nubische Eisenbahnlinie von Wadi Halfa bis Dongola, deren Länge auf 355 km veranschlagt ist, würde dann auch nicht gerade vorwärts kommen, sondern beträchtlich leiden. Der Sklavenhandel würde in diesen Gegenden auch beträchtlich aufblühen und das zu verhindern, hat England mehr als jede andere Macht ein Interesse.

Eine Menge unzufriedener Häuptlinge würde sich durch Uebersiedelung auf des Mahdi Gebiet der egyptischen Herrschaft entziehen, Kämpfe und Räubereien wären an jenen Grenzen auf der Tagesordnung. Läßt Egypten Kordofan und Darfur fallen, so ist sein ganzes civilisatorisches Streben, das es mit europäischer Hilfe unter den wilden Stämmen Innerafrikas durchzuführen sucht, vernichtet. Auf diese beiden Länder verzichten, heißt soviel als den ganzen Sudân jenen wüsten Zuständen zurückgeben, die vor 1822 dort herrschten. Nun ist jetzt die Nachricht gekommen, daß das egyptische Expeditionskorps im Sudân vom Mahdi vollständig vernichtet sei. Die Sache ist durchaus nicht anzuzweifeln. Betrachten wir dieselbe etwas näher. Egyptischerseits war der Feldzug nach Kordofan für den Beginn des September geplant.

Als Ausgangspunkt galt Chartum resp. das gegenüberliegende befestigte Lager bei Omdurman. Hier vereinigte man die gesammten Truppen, sowie die Transportmittel: Kameele, Pferde, Häute und vor Allem auch Proviant. Sonnabend den 8. Septbr. hielt General Hicks, der mit einem Stabe von mehr als 100 englischen Offizieren von der englischen Regierung dem Khedive zur Verfügung gestellt war und den Oberbefehl übernommen hatte, eine Revue ab und am folgenden Tage früh um 6 Uhr rückte die Expedition aus. Die reguläre Infanterie marschirte in Quarréform. Voran kamen die Panzerreiter, der Generalstab und ein Bataillon, dann folgte die Artillerie, deren Flanken wiederum durch Infanterie gedeckt waren, dann ein Bataillon, um das Quarré zu schließen und endlich wieder Kavallerie. Diesem Zuge folgte der Troß der Lastkameele, gedeckt durch Baschi-Bozuks. Den Schluß machte die irreguläre Reiterei. Die Expedition setzte sich aus 6000 Mann Infanterie, 4000 Baschi-Bozuks, 20 Kanonen, 500 Pferden und 5500 Kameelen zusammen, entfaltete also immerhin eine für jene Gegenden stattliche Macht. M. L. Hansal berichtete um die Mitte des September aus Chartum: „In den nächsten zwei Monaten Oktober und November müssen die Würfel fallen. Siegt die Armee, so wird der Friede nur dann ein dauernder sein, wenn die Person des Mahdi aus der Welt geschafft wird. Behauptet der Mahdi das Feld, dann giebt es für die egyptische Oberhoheit im Sudân keinen Halt mehr. Zieht sich der Mahdi ohne Kampf zurück in die westlichen Freistaaten, wo er unter den bigotten Stämmen ein fruchtbares Feld für seine politischen Konspirationen findet, dann ist die Rückkehr gesetzlicher Zustände auf ein Menschenalter hinaus in Frage gestellt. Diese Besorgniß bekommt um so mehr Gewicht, als auch aus den nördlichsten Bezirken der Hadendoa und Bischarin Unruhen gemeldet werden. Diese Stämme haben die Militärtransporte seit Oktober v. J. mit ihren Kameelen von Suakim nach Berber befördert und sollen dafür nicht bezahlt worden sein, weshalb sie revoltiren. Es ist aber erwiesen, daß auch dort der Aufruhr von einem sogenannten

„Vezir des Mahdi" angeſtiftet wurde. Vor einem Monate hörte man, daß eine Militärkarawane von 200 Mann bei Sinkat von den Hadendoa aufgerieben worden ſei. Dabei ſei auch der Vezir von drei Kugeln ſchwer verwundet worden. Vorige Woche meldete ein Privattelegramm aus Berber, daß Suleiman Paſcha, welcher Anfangs Auguſt von hier nach Suakim reiſte, gleichfalls bei Sinkat mit 250 Soldaten ermordet worden ſei. Die Poſt von Suakim bleibt ſeit drei Wochen aus. Die Kommunikation mit dem rothen Meere iſt geſperrt. Tauſende von Waarenladungen, für hier beſtimmt, lagern ſeit Jahr und Tag in Suakim. Zuvor occupirte das Militär die Verkehrsmittel zwiſchen Suakim und Berber, und jetzt wird die Verbindung von Nil und rothem Meer durch die Eingeborenen hintertrieben. Die Briefpoſt zwiſchen Berber und Chartum wurde bisher auf der weſtlichen Uferſtraße durch Hedjin befördert; vor Kurzem mußte die Poſtſtraße an's Oſtufer verlegt werden, aus Beſorgniß vor einem Ueberfall der Kababiſch. Wenn nun die Kababiſch auch die Straße von Dongola gefährden, dann giebt es im Sudân keinen Ausweg mehr. Nach Abgang der Soldaten befürchtet man allerwärts Verſchwörungen. In Chartum wurde die Polizei-Aufſicht und die Sicherheit der Stadt dem Haider Paſcha übertragen, welcher ſchon in Cairo als Polizei-Präfekt fungirte und mit unbeſchränkten Vollmachten verſehen iſt. Chartum braucht einen tüchtigen Mann, zumal die Beſatzung derzeit kaum 1000 Mann zählt. Der General-Gouverneur Aleieddin-Paſcha, welcher gleicherzeit mit dem Abmarſch der Truppen mittelſt Dampfer nach Duém abfuhr, nahm gleichſam als Unterpfand mehrere Notabeln von Einfluß in ſeinem Gefolge nach Kordofan mit, welche mit ihrem Leben verantwortlich ſind, wenn in Chartum eine Revolution ausbrechen ſollte." Soweit der Bericht eines glaubhaften, wohlunterrichteten Mannes. Jetzt iſt die Kataſtrophe eingetreten und die egyptiſche Streitmacht in einem dreitägigen Kampfe (vom 3. bis 5. Novbr.) vollſtändig vernichtet. Ich traute ſchon vor einigen Monaten den Siegesnachrichten der Egypter nicht — ich erkannte nur zu gut die dämoniſche Gewalt dieſes geheim-

nißvollen Mahdi, der mit außerordentlichen Gaben ausgestattet ist und die ganze Bevölkerung jener Gegenden für sich eingenommen hat. Als ich meine diesbezügliche Meinung einigen einflußreichen Männern der Presse mittheilte, zuckten diese ungläubig die Achseln. Ich ließ mich aber nicht beirren und heute ist meine Ansicht bestätigt. Die Zustände in Nubien und dem Sudân sind traurige, Ordnung herrscht auch nicht mehr. Handel und Feldarbeit liegen gänzlich nieder. Aber die Gefahren mehren sich. Schon dringen die Schaaren des Mahdi auf Chartum und Suakim vor. Die Europäer flüchten zu Schiffe aus Chartum, da die Aufständischen dicht vor der Stadt sind, die Garnison zur Vertheidigung der Stadt zu schwach ist und überdem sich die Einwohner selbst empören wollen. Also auch hier hat der Mahdi Erfolge. Die Bevölkerung Suakims ist ebenfalls geflüchtet. Diejenigen Truppen, welche in verschiedenen Orten am blauen und weißen Nil standen, sind jetzt auch nach Chartum zurückgezogen und so dessen Besatzung etwas verstärkt. Zwar plant man jetzt in Cairo die Entsetzung Chartums und sollen zu diesem Zwecke 2000 Mann egyptischer Gendarmerie und 6000 Beduinen über Suakim vordringen. Wird dies aber etwas helfen, wird nicht vielmehr auch hier der größte Theil der Leute schließlich zum Mahdi übergehen oder aber in den Hinterhalt fallen? Erst neulich ist der englische Kapitän Moncrieff, der mit 500 Mann dem Hicks Pascha zu Hülfe gesandt war, den durch die Sklavenhändler aufgestachelten Beduinen zum Opfer gefallen. Die egyptische Regierung scheint ihre Schwäche einzusehen, sie befürchtet jetzt und mit Recht ein weiteres Vordringen des Mahdi, der in seinem Siegeslauf schnell vorwärts kommt. Der Rückzug aus Chartum ist bereits abgeschnitten, Dongola und die übrigen Orte werden den Feinden preisgegeben, für das am ersten Nilkatarakt belegene Assuân trifft der Kriegsminister Vorbereitungen zur Befestigung. Ist aber der Mahdi erst hier in Oberegypten, dann wird er sich nicht aufhalten lassen und zur Hauptstadt des Landes streben. Vielleicht unterstützt ihn das egyptische Volk gar in seinem Vorhaben, denn es

vermuthet in ihm den Erlöser von seinen Leiden. Was sagen nun die Engländer dazu? Bis jetzt nichts, wohl aber haben sie in aller Stille eine Anzahl Schiffe im rothen Meere konzentrirt, vielleicht um Suakim anzugreifen oder dort Truppen zu weiterem Vordringen ans Land zu setzen. England muß aber auch Genugthuung haben für die etwa 150 englischen Offiziere, die mit Hicks Pascha im Sudân verschollen sind und die seinen besten Familien angehören. Auch 12 deutsche Offiziere sind zu betrauern.

Eine dunkle Wolke ist an Egyptens Horizont aufgestiegen, die bald das ganze Land überziehen wird. Der Handel Nubiens und des Sudân ist vollständig gelähmt, die Verkehrsstraßen sind gesperrt. Der größte Theil der Eingeborenen ist bereits zum falschen Propheten übergetreten, die Anderen nähren sich von Raub und Plünderung, jeden Augenblick bereit, auf die Seite des Mächtigeren zu treten. In Unter-Egypten herrscht überall gedrückte Stimmung. Auch der Handel leidet stark. Die reichen Produkte des Innern kommen nicht mehr nilabwärts, Bedarfs-Artikel werden von dort nicht mehr bestellt, können auch nicht hingeliefert werden. Der Handel mit Europa stockt in Folge dessen auch, kurz, Alles liegt in trauriger Erwartung. Wie glücklich könnte dieses reiche, gesegnete Land sein und wie unglücklich ist es in Wirklichkeit? Wenn meine Arbeit nur Etwas dazu beitrüge, auch in praktischer Richtung das Interesse an Egypten zu fördern, ich würde zufrieden sein. Hoffen will ich aber, daß das alte Pharaonenreich endlich zu jener Stellung gelangt, die ihm kraft seiner Schätze gebührt. Des Eindrucks kann ich mich aber nicht erwehren, als wenn das ohne thatkräftigen europäischen Einfluß, z. B. den der Engländer, nicht gut anginge. Die Zukunft wird es lehren.

Druck von J. Dräger's Buchdruckerei (C. Feicht) in Berlin.

(704)